

Die widerspenstigen Protoniden.

Von Dr. M. Wilhelm Meyer.

Die Sternschnuppenschwärme sind seit zwei Jahren sehr in Mißcredit gekommen, weil sie uns im Jahre 1899 im Stiche gelassen haben. Damals haben die Astronomen, es läßt sich nun einmal nicht leugnen, ein großes Fiasko mit ihnen gemacht. Seit Jahrhunderten pflegen in der zweiten Woche des November sich regelmäßig mehr Sternschnuppen als gewöhnlich zu zeigen. Im November 1799 aber erschienen deren in so großer Zahl, daß alle Beobachter von dem glänzenden himmlischen Feuerwerke mit Begeisterung berichteten, allen voran Humboldt, der sich damals mit seinem Freunde Bonpland auf seiner brasilianischen Forschungsreise befand. 1832 und 1833 kam wieder ein außerordentlich glänzender Sternschnuppentregen. Alte Aufzeichnungen ergaben dann die überraschende Thatsache, daß schon seit einer Reihe von Jahrhunderten solche besonders auffällige Erscheinungen etwa alle 33 Jahre sich wiederholen. Es wurde den Astronomen dadurch immer klarer, daß die Sternschnuppen in Ringen um die Sonne laufen müßten, die an bestimmten Stellen die Erdbahn kreuzen, so daß sie unser Planet hier trifft. Der Ring, welchem die November-Meteorite, die sogenannten Leoniden, angehören, war offenbar so groß, daß er zu seinem Umlauf um die Sonne etwa 33 Jahre gebraucht, und befah irgendwo eine besonders dicht mit diesen kosmischen Staubmassen besetzte Stelle, der wir dann in diesen Zwischenräumen immer wieder am gleichen Jahresdatum begegnen mußten, weil ja die Erde immer am gleichen Datum auch die gleiche Lage zur Sonne wieder einnimmt. Wenn sich diese Theorie der Sternschnuppen zwar auch erst in dem 1867 erschienenen berühmten Werke Schiaparellis verdichtete, so konnte man doch mit großer Zuversicht schon für die Jahre 1865 und 1866 wieder große Sternschnuppentregen um den 12. November herum ankündigen, die auch in vorher kaum jemals gesehener Fülle und Pracht eintraten. Damals war es, als ich meine erste Nacht mit der Beobachtung des Himmels durchwachte. Ich war ein dreizehnjähriges Kerlchen. Mein Onkel, ein Volksschullehrer, dessen Kenntniß in meinen Augen schon an das Unglaubliche grenzte, handelte mich mit auf den Windmühlberg bei meiner Vaterstadt Braunshweig genommen, und da lagerten wir uns unter dem funkelnden Himmelsbache, und der gelehrte Onkel erklärte mir zuerst die Sternbilder, und wir erwarteten die Dinge, die da kommen sollten. Ich glaube, ich war im Grunde doch eigentlich ein wenig enttäuscht über das Schauspiel, obgleich ich das gewiß niemals gewagt hätte, auszusprechen. Aber ich hatte doch schon damals bedeutend schönere Feuerwerke von ganz wirklichem Feuer gesehen. Das geistige Auge war noch nicht geöffnet, das über die äußeren Sinnesindrücke hinaus in die Tiefen des Universums blickt, und das nur allein die imposanten Schönheiten des Weltgebäudes recht erschauen kann. Aber es ist wohl kein Zweifel, daß durch die Eindrücke der Sternschnuppennacht meine Blicke aus der großen Enge meiner Umgebung nun wiederholt emporgezogen wurden in die unendliche Weite des Himmelsgewölbes, so daß das geistige Auge allmählich sehen lernen konnte.

Sechs Jahre später erlebte ich wieder einen wohl noch wunderbareren, wenn auch nicht so dichten Sternschnuppentregen, nun aber schon als astronomischer Student auf der Sternwarte zu Göttingen. Es war der denkwürdige Sternentregen, der durch das Zusammenreffen des Bielischen Kometen mit der Erde verursacht worden war. Diese Nacht vom 27. November 1872 war im Gegenfatz zu der von 1866 die eindrucksvollste aller Nächte, die ich je mit meinen geliebten Sternen durchwachte habe. Ja, nun war das geistige Auge geöffnet. Jetzt sah ich nicht nur die mehr oder weniger feinen Lichtlinien zwischen den festen Sternbildern hinziehen, majestätisch langsam oder in nervöser Hast, jetzt sah ich dahinter die Weltkörper, die mit der luftigen Haut unseres Planeten zusammenhängen, und darin wie in einem Midenstrom, der in eine Flamme stürzt, ihren Untergang fanden. In das Entzünden über das ungewöhnliche Schauspiel mischte sich ein geheimes Schaudern angesichts des himmlischen Mysteriums, das sich hier vor meinen Blicken unerwarteter Weise aufthut, wo in wenigen Sekunden Weltkörper geboren wurden und wieder untergingen. Wochen auch die Körper dieser Sternschnuppen an sich schon seit unermesslich langer Zeit als Weltstaub in ihrem Ringe um die Sonne ziehen, so waren sie doch bisher unruhig und regungslos. Seit sie aber jetzt kurz vor ihrem Ausfluchen in unsere Atmosphäre schlugen, wurden ihre Atome zu lebhaftester Thätigkeit aufgerührt, und in wenigen Sekunden war aus dem eifigen, starren Körper eine strahlende Sonne geworden, eine Sonne von vielleicht nur wenigen Grammen Gewicht, aber sie durchleuchtete und erwärmte doch den Raum in ihrer Umgebung, wie unsere große Sonne es im Großen thut. Aber diese kleine Sonne ging auf in dieser Thätigkeit. Die gewaltige, beim Zusammen-

stoß mit der Erdatmosphäre erzeugte Wärme riß ihre Atome auseinander und verstreute sie in unserem Luftreife. Das kleinere mußte im Großen untergehen. Die Gasmassen, in welche die Körperchen verandelt wurden, können nun an den Aufgaben teilnehmen, die der vielartigen Natur unserer schönen Erde zugewiesen sind. Nach einer neueren Schätzung eines amerikanischen Astronomen betragen sich in jeder Nacht mindestens 600 Millionen Sternschnuppen mit der Erdatmosphäre; das macht in 24 Stunden mehr als tausend Millionen dieser allerfeinsten Weltuntergänge. Die Weltuntergänge größerer Körper sind nach Maßgabe ihrer Größe entsprechend seltener, aber sie finden in prinzipiell derselben Weise am Himmel in allen Dimensionen statt. Auch unsere Erde kann einem gleichen Schicksal nicht entgehen. In einem demnächst erscheinenden Buche über den „Untergang der Erde und des Jovischen“ werde ich alle Möglichkeiten für ein solches Schicksal unserer Erde besprechen.

Der Sternschnuppenschwarm vom 27. November 1872, von dem ich zuletzt sprach, gehört nicht demselben Ringe wie die Leoniden an. Man fand bald nach seinem Erscheinen, daß er in der Bahn des oben schon genannten Kometen von Biela lief. Er gab damit die erste praktische Bestätigung für die Schiaparellische Theorie, daß die Sternschnuppen Theile von Kometen seien, die gewissermaßen allmählich zerbröckelten und die Bruchstücke längs ihrer Bahn austreuten. Der Bielische Komet hat eine Umlaufzeit von nur etwa 6 1/2 Jahren. Zwei seiner Umläufe sind also gleich 13 Umläufen der Erde. Das heißt, der Schwarm von 1872 mußte 13 Jahre später, 1885, am demselben 27. November wieder kommen. Die Astronomen, unter ihnen auch ich, kündigten also getrost sein Erscheinen an und fanden ihre Voraussage wieder glänzend bestätigt.

Nach so vielen Erfolgen, und nachdem man bestimmt nachgewiesen hatte, daß auch ein Komet in dem Leonidenring mit jener Umlaufzeit von 33 1/2 Jahren vorhanden war, konnte man wohl ohne Furcht vor Mißerfolg schon Jahrzehnte im Voraus für die zweite Novemberwoche der Jahre 1898 und 1899 wieder das Erscheinen eines größeren Sternschnuppenschwarzes verkünden. Aber schon das Jahr 1898 erfüllte diese Hoffnungen nicht. Eine Erklärung hatte man dafür bald zur Hand. Die dichteste Stelle des Schwarzes konnte sich etwas verschoben haben, so daß man das Maximum erst im Jahre 1899 zu erwarten haben würde. Für dieses Jahr wurden deshalb große Expeditionen in die günstigsten Beobachtungsgebiete ausgerüstet und in den Zeitungen wieder müthig darauf los prophesiert. Auch ich habe damals einen Artikel losgelassen, aber ich fing denselben gleich mit den Worten an: „Die Astronomen sind heute in einiger Verlegenheit.“ — Ich hatte also die Sache doch recht unsicher hinzustellen für gut befunden, denn man munkelte damals schon in unterrichteten Kreisen davon, daß hier etwas faul sein müsse. Aber durch viele Zeitungen war das Publikum rings um die Erde herum in lebhaftest Spannung, wenn nicht geradezu große Aufregung versetzt worden, denn es war ja hier wieder ein Komet im Spiele, und Kometen können gar nichts anderes als mit dem Weltuntergang drohen. Es soll wirklich Vielen ein ganz klein bißchen gegrußelt haben, und ein großer Theil der Menschheit blieb in jenen Nächten auf den Beinen, um den „Weltuntergang mit anzusehen“. Man fing allmählich an, ungeduldig zu werden und mit den frierenden Füßen zu stampfen und „Anfangen! Anfangen!“ zu rufen wie im Theater, aber die Welt wollte auch diesmal durchaus noch nicht zu Grunde gehen, und als man schließlich die große Reihe der Beobachtungen rings um die Erde herum zusammenfasste, da konstatierte man, daß „sich die ältesten Leute nicht erinnern könnten, zwei Nächter hintereinander trotz schärfster Beobachtung so wenig Sternschnuppen gesehen zu haben wie in jenen vorausgesagten Sternschnuppentregennächten“.

Das war bitter. Aber nicht lange nach dieser grünlichen Enttäuschung härtete sich doch die Sache auf. Das Richterscheitern in dem vorangegangenen Jahre hatte einige Astronomen doch läufig gemacht. Es unternahmen deshalb zwei Rechner die sehr langwierige Aufgabe, den Weg der dichtesten Stelle jener Sternschnuppenwolke im Welttraum nach der Theorie genau weiter zu verfolgen, eine Arbeit, die lange Monate peinlichst genauer Rechenarbeit in Anspruch nimmt, zu der sich eben deshalb vorher Niemand entschließen konnte. Die beiden Rechner, Downing und Stone, wurden nicht ganz rechtzeitig mit der Kienarbeit fertig. Erst nachträglich konnte deshalb durch die in alle Tiefen des Universums und über alle Kraft der größten Fernrohre hinausblühende mathematische Analyse nachgewiesen werden, daß der betreffende Theil des Schwarzes von der besonderen Anziehung der großen Planeten unseres Systems so stark aus seiner alten Bahn herausgerissen worden war, daß er mit der Erde gar nicht mehr zusammenreffen konnte. Jener Theil der Bahnstrecke ist um beinahe 3.000.000 Kilometer gegen die Sonne hingerrückt worden, eine so respektable Distanz, daß sie selbst bei Universalfunktionen die

Gefahr jeder weiteren Anrempelung ausschließt. Es ist wirklich schade, daß dieses Rechenexempel nicht früher in die Oeffentlichkeit bringen konnte. Es wäre nämlich kein geringerer Triumph unserer Geisteskraft, als der der Voraussage des Eintreffens gewesen, wenn man mit Bestimmtheit hätte sagen können, jener Sternschnuppenschwarm, welcher seit Jahrhunderten immer in jenen 33 Jahren Zwischenzeit in glänzender Pracht erschienen ist und den wir selbst vor Jahrzehnten schon für den betreffenden Tag vorhergesagt, wird trotzdem nicht kommen, weil es die hervorragenden Mitglieder unseres Sonnensystems inzwischen anders beliebt.

Zigeuners Geburtstag.

Studie von Rudolf Lenthin.

Da sah er im Dunkeln vor dem Schreibtische weit in den Stuhl zurückgelehnt — einer vom Stamme der modernen Großstadt-Zigeuner, einer von den Proletariaten, deren Existenz einmal ein geniales Kunststück, ein täglich von Neuem zu lösendes Problem genannt worden ist — da sah er und überließ sich mürrisch seinen trüben Gedanken.

Es war schon Abend; wenige Wagen rasselten noch eilig über das holperige Pflaster, durch den Nebel leuchteten ferne Laternen wie durch Milchglas scheiben, und in dem kleinen Zimmer herrschte die feuchte Kälte, wie sie selten erwärmten Räumen eigenthümlich ist.

Es war fast Nacht geworden und die Briefträger hatten ihren letzten Rundgang wohl längst beendet.

Kein Brief, keine Karte war für ihn abgegeben worden. Und wie er sich danach gefehlt hatte, heute, an seinem Geburtstag! Stundenlang war er zu Hause geblieben, um bei jedem Tritt, der auf der narbentenen Treppe hörbar wurde, aufzuspringen und an die Thür zu eilen und dann — — — enttäuscht wieder seine Wanderungen durch das bald durchschrittene Zimmerchen aufzunehmen.

Schließlich hatte er es nicht mehr ausgehalten vor Verlangen, Menschen zu sehen, Leben zu fühlen. Die Einsamkeit, die er sonst so gerne suchte, heute brachte sie ihn fast um. Dann war er durch die Straßen geirrt; aber stündlich war er wieder heimgekehrt, die Treppe emporgehuscht, um schnell einen Blick in den stets leeren Briefkasten zu thun — er hatte sich fast vor sich selber geschämt wegen seiner Schnellsucht, an diesem sonst so fröhlich gefeierten Tage einen Glückwunsch zu erhalten.

Und nun war alle Hoffnung dahin. Müde und matt war er heimgekehrt; wie er war, so hatte er sich mit dem regenfeuchten Mantel auf einen Stuhl gesetzt — verlassen und vergessen!

Vergeffen! Wehmüthig erinnert er sich, wie ihn die Mutter in seiner schönsten sorglosen Jugend am Geburtstagsmorgen überrascht hatte. Ein Tisch voller Geschenke war neben sein Bett gestellt worden und im Kreise brannten so viele Lichter, als er Jahre zählte. Unter Klaffen und freudlichen Worten hatte er dann das Versprechen geben müssen, im kommenden Jahre recht folgsam und fleißig zu sein.

Auch in der Schule beglückwünschten ihn seine Freunde; beglückwünschten die für den Nachmittag gern eine Einladung zur Geburtstagsfeier hatten herausgeschlagen wollen.

Höhnisch lachte der Zigeuner bei dem Gedanken, daß er immer die eingeladenen hatte, deren Eltern ein möglichst anständiges Geschenk mitzuschicken in der Lage waren.

Der gegenwärtige Augen ist doch das Band, das Menschen am festesten aneinander leitet, fester als Freundschaft und Liebe!

Auch als Mutterliebe? Fast schien es so. Zwar hatte die Mutter nach des Vaters Tode große Opfer gebracht, um ihren Ältesten studieren zu lassen. Dann aber waren traurige Zeiten gekommen. Und als er der Mutter in dem Verlangen, wieder nach schweren Vorwürfen ein liebes Wort zu hören, selbst den leisen Vorwurf gemacht hatte, sie habe ihn nicht mehr so lieb, wie früher — da hatte sie klar und deutlich geschrieben: „Dein unphätes Leben macht mich so unglücklich. Und ich war so stolz auf Dich. Doch hoffe ich, daß meine Gefühle wieder andere werden, wenn ich durch Deine Hilfe erst wieder festen Boden unter den Füßen fühle.“

Und das hatte gute Weile.

Wenn die Mutter aber so dachte und fühlte, da war es nicht zu verwundern, daß die Verwandten und Bekannten ihn vernachlässigten, seitdem er sich nicht mehr um sie kümmerte.

Aber was lag überhaupt an solchen Leuten? Ueber derartige Sentimentalitäten war unser Zigeuner längst hinaus. Ein einziges Brieflein nur hatte er erwartet, eine Karte nur! Und wenn nichts Anderes darauf gestanden hätte als ein Gruß, ein Zeichen, daß er nicht ganz vergessen war — so wäre er glücklich gewesen.

Nichts! — — — Der Zigeuner zieht den Mantel fester um sich. Ihn friert — und bei dem Gedanken, daß er so ganz verlassen auf der Welt steht, ohne Aussicht, jemals glücklich zu sein, schießt sich ihm — eine heiße Thräne in's Auge. Ein Fluch aber entfährt seinem Munde — — —

Wie er sie haßt, diese Menschen alle, die nur freundlich mit ihm sind, solange sie ihn brauchen können. Und wie er dieses Mädchen haßt, das ihn für sein ganzes Leben unselbstständig gemacht hat. Und wie er sie haßt — und glühend liebt! Sie, deren Verstand ihn zur Bewunderung gezwungen, und deren glückseliger Blick ihn willenlos zu ihrem Sklaven gemacht, die ihn alles eigenen Willens, aller Willenskraft beraubt hatte, bis er — nachdem sie ihn in Gnaden entlassen hatte — das Steuer seines Lebensschiffes aus den nun gleichgültigen Händen hatte gleiten lassen.

Hatte er es denn überhaupt einmal in seinem Leben wirklich selbst geführt? Hatte er jemals auf ein bestimmtes Ziel hingearbeitet, kraftvoll und siegesgewiß?

Leise, wehmüthig schüttelte der Einsame sein Haupt — Nie, nie! Bis vor kurzer Zeit hatte ihm ja die Sonne des Glücks gestrahlt. Mühselig hatte er sich mancher Erfolge zu erfreuen gehabt, die zu erringen die anderer Menschenlinder ihre ganze Energie und Arbeitskraft aufzubringen gezwungen waren. Den Augenblick zu nützen, das hatte er verstanden, galt es ein nahe Ziel, und galt es, Alles, was seine glückliche Stimmung stören konnte, fern zu halten.

So war ihm die Kraft und das Vermögen, ernst zu arbeiten und eine sichere Grundlage zu schaffen für eine zukünftige, unvorbringende Thätigkeit, immer mehr verloren gegangen. Eine anfangs entschuldbare, später nicht mehr zu rechtfendende leichte Lebensauffassung, ein sorgloser Optimismus hatte ihn geleitet, bis die Verhältnisse, von denen er sich stets hatte treiben lassen, ihn von gutmüthigen Freunden, Verwandten und seinen enttäuschten Angehörigen trennten und ihn die bitterste Noth hatten kennen lernen lassen.

Noch um das tägliche Brod! Vergebens hatte er sich überall gemeldet, wo ein billiger Stundenlohn, ein Privatsekretär oder Vorleser verlangt wurde. Glücklichere Bewerber mit besserer Vorbildung, mit Titel und Examen waren ihm stets vorgezogen worden. Suchte sich doch in der Weltstadt Jermann eine Nebenbemannung, um für seine Vergnügungen desto mehr ausgeben zu können. Und er wollte verdienen, um sein Leben zu fristen. Wohl brachte ihn der Hunger und eine durch zahlreiche Enttäuschungen hervorgerufene trostlose Stimmung oft fast zu dem Entschluß, reumüthig zu seiner Mutter zurückzuziehen, um dort fleißig zu arbeiten, wenigstens im Augenblick vor direkter Noth geschützt.

Aber sein Stolz war noch nicht gebrochen. Er hatte mit allen Verwandten und Freunden den Verkehr aufgegeben, um aus eigener Kraft auf Grund seiner Kenntnisse sich eine Existenz zu schaffen. Und sollte er nun, an sich selbst verzweifelnd, heimkehren?

Rimmermehr wollte er das; lieber verhungern! Aber das Glück würde sich ja doch wieder bei ihm einfinden. Da, wo so viele Tausende ihr Auskommen fanden, würde sich auch für ihn ein Platz finden, wo er sich betheiligen konnte, um ein nützlich Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Sein Glück mußte kommen — nur er wartet mußte es werden!

Unruhig nahm der trübe Gefelle seine Wanderungen wieder auf.

Für wen lebte er eigentlich? Für wen sollte er arbeiten? War das bischige Leben, das freud- und frieblose, war es das werth, daß er es zu erhalten suchte? War es nicht seiner Mutter und vielen Anderen ganz gleichgültig, ob er noch irgendwo auf der Welt hauste? Wäre es ihnen nicht sogar angenehm, wenn er eines schönen Tages dieses Jammerdasein aufgab?

Verzweifelt warf er sich wieder in den Stuhl, daß er in allen Fugen frachte, und bitter juckte es in seinem erregten, traurigen Gesicht.

Was thun? Welcher Weg führte hinaus aus dieser verzweifelten Lage? Auf jedes Lebensglück zu verzichten vermochte er nicht. Aber wer half, auch nur das nackte Leben zu retten?

So konnte es unmöglich weiter gehen; das sah der Verzweifelnde wohl ein. Täglich ziellos in den Straßen der Hauptstadt herumzulaufen, um dann und wann mit einem Bekannten womöglich in wenigen Stunden das Almosen, das seine Mutter in kleinen regelmäßigen Sendungen ihm zukommen ließ, zu verschleudern und dann tagelang und wochenlang von erborgtem Gelde nothdürftig seinen größten Hunger zu stillen — das war ein Leben eines gebildeten Menschen unwürdig.

Wohl dachte er oft an den Spruch, den ihm seine Mutter in ihrem letzten Briefe geschrieben hatte: „Wer Dir sagt, daß Du anders als durch Arbeit und Fleiß reich werden kannst, der betrügt Dich!“ Aber — wie süß war doch die Selbsttäuschung, wenn man nicht die Kraft hatte, ein neues Leben mit Arbeit zu beginnen!

Müde, traurig und voller Verzweiflung überlegte der Zigeuner noch ein Weilchen. Mit dem Thaler, den er noch sein eigen nannte, würde er bei größter Einschränkung noch bis zur nächsten — Almosenrate reichen. Doch das Geld brannte ihm in der Tasche. Nicht einmal heute an seinem Geburtstag sollte er sich ein Zusammenkommen mit Bekannten gönnen? Einen Ausweg aus seiner verzweifelten Lage sah er nirgends, doch, hoffte er, am Ende würde ihm in den nächsten Tagen das Glück

günstiger sein. Vielleicht hatte doch irgend Jemand — die Mutter doch wahrscheinlich — an seinen Geburtstag gedacht. Morgen würde wohl bestimmt ein Geburtstagsgesandter eintreffen. Wozu diese doch so zwecklosen traurigen Ueberlegungen? Es gab ja noch ein Morgen — ein glücklicheres Morgen! Heute ist heut!

In demselben Augenblick hoffen und verzweifeln — und wieder hoffen, ohne genau zu wissen, auf was — war das nicht das Charakteristische dieser Großstadt-Zigeuner ohne Beruf und Lebenszweck? Ist es so lange gegangen, da wird es ja auch wohl weiter so gehen bis zu dem großen Glück, das sie aller Sorgen mit einem Schlage enthebt, oder — bis zu einem großen — Krach!

Das war auch der hoffnungsstrobe Schluß der selbstquälerischen Ueberlegungen unseres Zigeuners. Und schnell enteilte er seiner ungemüthlichen Bude, um seine Freunde, seine Stammesgenossen in irgend einem Nachtloffe aufzusuchen.

Krachend flog die Thür in's Schloß; und in großen Sägen entfloß die Treppe hinab seinen philtistherhaften Gedanken — der Zigeuner — — — !

Gedicht.

Lebenserinnerungen von C. v. Zell.

Sprechsaal des Vorlesingers Waisenhaus.

„Den? ... I, wie werd' ich denn?“

„Der ist aber unser Bravster!“

„So? ... Na ja; aber ... und dann, mit halber Stimme: „So ein kleines Scheusal!“

Damit war ich gemeint ... Ich riß die Augen auf und starrte bald die fremde Dame an, die soeben gesprochen hatte, bald meine mütterliche Pflegerin, Frau Jintet, auch Schwester Malvine genannt. Sie sagte: ich sei der Bravste und die Fremde ...

„Ein kleines Scheusal!“ so hatte geftern unser Hauswart ein krankes Mädchen genannt, das, struppig und über und über mit Schwären bedekt, in einem Winkel des Hofes lauerte und jämmerlich schrie ... Es war bald nachher getödtet worden. „Aus Barmherzigkeit“, sagte der Hauswart. Und nun wurde ich auch „kleines Scheusal“ genannt und hatte doch keine blutige Haut und schrie auch nicht. Struppige Haare mochte ich wohl haben. Schwester Elisabeth — die andere Schwester — sagte öfter Morgens beim Kämmen: „Junge, Du hast Borsten auf dem Kopf. Mit Dir könnt' man den Hof fegen!“

Sollte ich nun auch todgemacht werden wie die arme kleine Nieselkate? Wie leicht! ... Ob das wohl sehr weh thun würde? ... Das Mädchen sah ganz zufriedenes aus, beinahe vergnügt, als ich es nachher im Garten, in der Komposterde mitbeizubehalten durfte ...

„Ja wohl, Frau Amtmann ...“ es war Schwester Malvines sanfte Stimme, die mich aus meinen Gedanken herausrückte ... es steht natürlich ganz in Ihrem Weibchen; wenn Sie das Fräulein vorziehen ...

„Ja, den nehme ich! ... Geht? ... Ein bißbüchliches Bürschchen?“

„Aber ein rechter Ausbund, Frau Amtmann. Sie werden Ihre liebe Noth mit ihm haben ...“

Was die fremde Dame erwiderte, weiß ich nicht; erinnere mich aber, daß Fräulein bald darauf — in einem herrlichen, blauen Matrosenanzug mit breitem, weichem Schultertrage — in eine feine Kutsche gesetzt wurde, vor die zwei nachhore Braune gespannt waren, und daß er lachend und winkend mit der Fremden davonfuhr.

Schwester Malvine sagte uns, er käme nicht wieder. Die Frau Amtmann habe ihn an Kindesstatt angenommen.

Ich hätte gern gefragt, wie diese „Stadt“ hieß und wo sie läge. Aber Schwester Malvine wurde abgerufen, und Elisabeth, die bei uns Kindern zurüchlebte, gab mir immer so barische Antworten. Sie pufte mich auch oft und zog mich bei den Ohren, wenn ich gar nichts Unrechtes gethan hatte ... sie wollte ich nicht fragen. Es war mir eigentlich auch gleichgültig, in welche „Stadt“ Fräulein gebracht wurde. Ich hatte in nicht gern. Er war so wild und zänkisch und entsetzlich gierig. Seine Schrippe Morgens war immer im Ru aufgegeben, und unzählige Male hat er mir dann meine Hälfte fortgenommen und auch noch verpeißt.

Warum sagte wohl die fremde Dame, er sei bißbüchlich? Weil er blonde, lodige Haare hatte? — Otto und Emil und noch mehrere hatten auch den ganzen Kopf voll.

Ich fand nichts Besonderes daran. Ueber derlei Unterschied hatte ich noch nicht nachgedacht. Waten wir Kinder eigentlich nicht alle gleich? Gleich groß — nach den Klassen dorthell! Gleich geteilt, gleich betöftigt, gleich gebetet, gleich vater- und mütterlos! Wurden wir nicht für gleiche Vergehungen gleich bestraft? Warum sollte nun auf einmal der Eine bißbüchlich und der Andere ein kleines Scheusal sein? Darüber grübelte ich noch.

Warum sagte wohl die fremde Dame, er sei bißbüchlich? Weil er blonde, lodige Haare hatte? — Otto und Emil und noch mehrere hatten auch den ganzen Kopf voll.

Ich fand nichts Besonderes daran. Ueber derlei Unterschied hatte ich noch nicht nachgedacht. Waten wir Kinder eigentlich nicht alle gleich? Gleich groß — nach den Klassen dorthell! Gleich geteilt, gleich betöftigt, gleich gebetet, gleich vater- und mütterlos! Wurden wir nicht für gleiche Vergehungen gleich bestraft? Warum sollte nun auf einmal der Eine bißbüchlich und der Andere ein kleines Scheusal sein? Darüber grübelte ich noch.

Warum sagte wohl die fremde Dame, er sei bißbüchlich? Weil er blonde, lodige Haare hatte? — Otto und Emil und noch mehrere hatten auch den ganzen Kopf voll.

Ich fand nichts Besonderes daran. Ueber derlei Unterschied hatte ich noch nicht nachgedacht. Waten wir Kinder eigentlich nicht alle gleich? Gleich groß — nach den Klassen dorthell! Gleich geteilt, gleich betöftigt, gleich gebetet, gleich vater- und mütterlos! Wurden wir nicht für gleiche Vergehungen gleich bestraft? Warum sollte nun auf einmal der Eine bißbüchlich und der Andere ein kleines Scheusal sein? Darüber grübelte ich noch.

hatte; der erste Klassenlehrer dagegen war groß und schlant, hatte mächtige, dunkle Augen und einen braunen, feidenweichen Vollbart. Beim Vergleich zwischen beiden kam mein guter Direktor höflich weg, auch Schwester Malvine, wenn ich sie in Gedanken neben Elisabeth stellte! Daß diese um vieles jünger war, war mir nicht neu. Altersunterschiede werden von Kindern gewöhnlich genau festgestellt. Nun aber fiel's mir plötzlich auf, daß Schwester Elisabeth blaue Augen, rothe Baden und schneeweiße Zähne hatte; Malvine aber — „Tante“ durften wir die Gute nennen — hatte kaum noch einen Zahn im Munde, war sehr blaß und besaß eine recht ansehnliche Habichtsnase, genau wie der gefiederte Hühnerhäuber, der mit ausgebreiteten Flügeln an der Stallthür festgenagelt war.

Der Begriffsunterschied von hübsch und häßlich war mir plötzlich klar geworden. Nicht müde wurde ich, zu vergleichen und zu schauen über die Vielgestaltigkeit der Menschen und über die verschiedenartigen Eindrücke, die sie auf mich machten — vorzugsweise die Erwachsenden; aber auch für die Unterschiede im Aussehen und im Gesichtsausdruck von uns Kindern begann mein Blick sich zu schärfen, und es beschäftigte mich, sie herauszufinden. Dente ich zurück, so muß ich bekennen, daß ich damals schon zu Folgerungen und Feststellungen gelangte, die weit über meine fünf, sechs Lebensjahre hinausragten. Schloß ich die Augen, so konnte ich mir jede Persönlichkeit aus meiner gewohnten Umgebung so deutlich vergegenwärtigen, als stände sie leibhaftig vor mir, und dies Zauberspiel — wie ich es nannte — bereitete mir einen nie geahnten Hochgenuß. Nicht daneben stand freilich ein schwerer Kummer. Von allen Anderen mußte ich bis auf Haar- und Augenfarbe genau, wie sie aussahen, nur von mir selbst nicht! ... Ob ich wirklich Neugierigkeit hatte mit der tranken Katz, mit dem kleinen Scheusal? Das mußte ich doch herausfinden.

Einige Spiegel waren wohl im Hause, aber sie hingen alle so hoch, waren vollständig ungenüßlich für mich. Einer von den großen Bölglingen besaß einen kleinen Taschenspiegel, das mußte ich. Ich hatte ihn heimlich damit hantieren gesehen — den mußte ich mir verschaffen — natürlich verlohnen und nur leibweise. Nur ein einziges Mal wollte ich mich bespiegeln, mir mein Gesicht auswendig lernen, wie das der anderen Menschen. Lange mußte ich auf eine günstige Gelegenheit lauern, aber dann hatte ich den kleinen Gegenstand in meiner Hosentasche, wo seine runde Blechtafel mit meiner Umegebund und Reugierde um die Wette zu brennen schien, einen ganzen Tag lang; ich war nie allein, immer Beobachtet.

Endlich hielt ich den Augenblick für geeignet. Schwester Elisabeth war, von den anderen Kindern umringt, an's Fenster getreten und machte sie auf einen hoch am Himmel schwebenden Luftballon aufmerkmer. Nach mir sah keiner! Jetzt! Frant raus mit dem Spiege! Ich schob die Kapsel fort, legte das offene Ding auf meine Hand und starrte hinein — Alles um mich vergessend, wie gebannt durch das, was ich erblickte ... Plötzlich fühlte ich einen berben Schlag zwischen den Schulterblättern. Der Spiegel flog mir aus der Hand, fiel klatschend zu Boden und ... war zerbrochen.

„Ja brach in Thränen aus.“

„Nein, so ein Junge!“ schalt Schwester Elisabeth. „Häßlich wie die Nacht und eitel wie eine Nachtpalme! Wo in aller Welt hast Du nur den Spiegel her, Du Schlingel? Gemaust, natürlich. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm ... Halb erstarrt vor Kälte, in eine alte Küchenbürste gewickelt, an der Thorschwelle aufgefunden! Du“ ...

„Großer Gott, Schwester Elisabeth, wie ist es nun möglich? ... Schweigen Sie“, hörte ich Tante Malvine rufen, die eilig herbeikam.

Dann wandte sie sich zu mir, fuhr mit ihrer Hand sanft über meine „Borsten“, trocknete mir die Thränen ab und ließ sich das Vorgefallene berichten.

Ich mußte bekennen, wem der Spiegel gehöre und warum ich ihn genommen hätte.

„Ein einziges Mal gucken, wie ich ausschau!“ schluckte ich. „Ob ich der kleinen Katz abnele. ... Der kleine Scheusal ... Die Frau Amtmann sagte es doch, damals, als sie den Fräulein mitnahm!“

„Beruhige Dich, Kind!“ sagte die gute Tante liebevoll. „Du hättest den Spiegel nicht nehmen sollen. Alle Heimlichkeiten sind unrecht — nicht wieder thun! Hörst Du wohl?“

„Ach ja, ja!“

Ich umschlang sie mit meinen Armen und barg meinen Kopf in ihrem Rockfaulen. Unfähig elend fühlte ich mich. Die Katz sah anders aus, ganz anders — jetzt wußte ich es — und doch hatte die Frau Amtmann recht: ich war ein Scheusal! Fortwährend sah ich mich vor Augen: ein saltiges, faibles Altmännergesicht; kleine Schilbhaugen, eine platte Nase, große, abstehende Ohren, ein winziges, nach dem Halfe abgedachtes Kinn unter einem breiten Mund mit fogenannten Pferdebacken ... ich hatte und habe nie ein häßlicheres Gesicht gesehen.